

## Mit Nadelstich und Besenstrich

Inselfilmmacht im Thalia mit Dresden-Premiere

Zwischendurch hieß sie fälschlicherweise „Islandfilmmacht“, die „Inselfilmmacht“ im Thalia, bei der es die Premiere eines musikdokumentarischen Werks sowie die Voraufführung eines Spielfilms geben wird. Das ist uns auch einmal passiert, dereinst, als wir die dänische Band Eferklang einer isländischen Live-Offensive in der Stadt zuschlagen wollten. Nichts gegen Dänemark, aber Eferklang könnten als Gewächs Reykjavíks durchgehen. Und selbst Vincent Moons Film „An Island“ fordert dementsprechende Assoziationen heraus. Denn die brillante, nahezu unfehlbare Musik-Natur-DVD „Heima“ von Sigur Rós, die sich nicht nur bewundernden Fans der Band eingebrannt hat, schimmert durch. Doch, das sei unmissverständlich betont, es hat nur Gutes zu bedeuten.

Wie Sigur Rós gingen auch Eferklang in die Natur, an den Ort ihrer Vergangenheit. Die Gründer Mads Brauer, Casper Clausen und Rasmus Stolberg stammen von der dänischen Ostsee-Insel Als. Vier Tage „mieteten“ sie sich im Sommer 2010 Regisseur Vincent Moon, dazu jede Menge Musikkollegen, Freunde, Familienmitglieder und Unbekannte. Ihr formidables Album „Magic Chairs“ war erschienen, neue Aufmerksamkeit war ihnen international gewiss, doch sie wollten durchatmen. Eine Überfahrt im Halbdunkel auf schwankenden Planken, unscharfe Bilder einer Autofahrt, zackige Geräusche, nach zwölf Minuten der erste Song – „I Was Playing Drums“, live gesungen auf der Verladefläche eines Vans. Dann wenige untertitelt Sprechenszenen, die von Heimat künden, Freundschaft, ersten Schritten. Eine alte Lagerhalle, die Aula der Schule, eine Scheune. Die Musiker mit Rekorder auf der Suche nach Tönen – Regentropfen, Pfützen, Regalen, Holzpaletten, Matschgras. So wie Sigur Rós mit altem Rhabarber und Steinen spielten...

Eferklang versammeln drei Generationen zum Neueinspiel von „Magic Chairs“-Liedern. Mit der Stirnlampe im dunklen Freien, mit Nadelstich in Luftballons, Besenstrich auf Holzbohlen, mit neugierigem Kinderstampfen, den reinen Stimmen junger Frauen und Männer. Die Kamera von Vincent Moon ist auf intime wie distanzierte Weise dabei. Nach einer reichlichen Dreiviertelstunde bleibt man aufgewärmt vor der Leinwand zurück.

Eferklang mit ihrer poetischen, großformatigen Musik, ihrem Pop'n'Rock im Festgewand, spielen bislang regelmäßig in Dresden. Einige, die ihnen auch für „An Island“ zur Seite standen wie Nils Frahm oder Peter Broderick, ebenso. In diesem Jahr kommt nur ihr Film. Zunächst dieses eine Mal.

Vincent Moon ist Franzose und passionierter Musikvideo-Filmer. Er sperrte Arcade Fire 2008 für die Tour-Doku „Miroir Noir“ u.a. in einen Pariser Fahrstuhl und ließ sie live „Neon Bible“ singen, das Blech als Percussion nutzend, das Zerreißen einer Zeitung als Soundeffekt. Mathieu Saura alias Vincent Moon, Jahrgang 1979, hat bislang 97 Nummern in der Filmographie seiner „Take-Away-Shows“, wie er die Videos selbst nennt. Und man muss neidlos stehen: Neben viel Stil hat er vor allem Geschmack. Und keine Vorurteile. Da finden sich Tom Jones, R.E.M., Stuart Staples, Jeffrey Lewis, Mojave 3, Xiu Xiu, The Divine Comedy, Herman Düne, The National, The Shins, Sufjan Stevens, Keren Ann, Bon Iver, Vic Chesnut, Beirut und Menomena. So, als hätte er als Fan zunächst seine Lieblingskünstler versammelt. Und jede Menge (noch) unbekannt.

„Inselfilmmacht“ meint die Fortsetzung zu späterer Stunde. Thalia-Betreiber Stephan Raack hat den jüngsten Streifen des isländischen Regisseurs Baltasar Kormákur („101 Reykjavík“) besorgt. Bevor „White Night Wedding“ im April regulär startet, ist das tragikomische Werk um eine unständliche Hochzeit auf Islands nördlicher Insel Flatey als Preview zu sehen. Schlichtweg eine wunderbare Paarung!

Anne Daun

☞ Inselfilmmacht mit „An Island“ und „White Night Wedding“, Donnerstag, ab 20.30 Uhr, Thalia

## KULTUR KOMPAKT

**Der 30 Jahre alte Russe Dmitry Sinkovsky** hat in Magdeburg den 6. Internationalen Telemann-Wettbewerb gewonnen. Er überzeugte die Jury mit seinem virtuos Spiel auf der Barockvioline. Der erste Preis ist mit 7500 Euro verbunden.

**Das Eisenacher Bachhaus** hat am Vorabend des 326. Geburtstags von Johann Sebastian Bach ein weiteres Gemälde des Künstlers Johannes Heisig erhalten. „So kämpfet nun, ihr munteren Töne!“ zeigt Bach als Thomaskantor in der Leipziger Thomaskirche.

**Regisseur Darren Aronofsky** („Black Swan“) ist von dem geplanten Filmprojekt „The Wolverine“ abgesprungen. Die Dreharbeiten sollten in diesem Frühjahr in Japan beginnen. Die Erdbebenkatastrophe wurde in dem Variety-Bericht nicht erwähnt.

**Die Serbische Nationalbibliothek** hat von der Universitätsbibliothek Leipzig 796 von den Nazis gestohlene Bücher zurückbekommen.



Endzeitstimmung in „32, Rue Vandenbranden“ der belgischen Compagnie Peeping Tom.

Foto: Herman Sorgeloos

# Schneegestöber und „Eisheilige“

Abend der Gegensätze im Festspielhaus Hellerau mit Brüsseler Gastspiel und Aufführungen zu „Linie 08“

Es wird einem ja seit geraumer Zeit allerhand geboten im Festspielhaus Hellerau, aber was das zurückliegende Wochenende betrifft, so war das schon eine ziemlich üppige Offerte. Eine Art Drei-Gänge-Menü mit zwei Hauptgerichten und einem locker-flockigen Nachschlag zu fast mitternächtlicher Stunde. Das eine als Gastspiel aus Belgien im Großen Saal vom Festspielhaus, die beiden anderen in der Reihe „Linie 08“ im Nancy Spero Saal.

„32, Rue Vandenbranden“

Was den ersten Gang betrifft, so ist er keinesfalls als leichte Kost zu bewerten. Die 2009 entstandene Produktion „32, Rue Vandenbranden“ der Compagnie Peeping Tom aus Brüssel besitzt Eigenarten, wo einem das Lachen zuweilen im Halse stecken bleibt, erinnert damit auch an Alain Platel. Kein Wunder – mit ihm haben sie alle schon zusammengearbeitet. Ihr Spiel ist eine signifikante Mischung aus skurrilen, bedrohlichen, in der Bewegungssprache fast artistischen Theaterformen, dabei sparsam-lakonisch im Umgang mit Sprache, überraschend in der Präsenz der Sängerin Eurudike De Beul. Sie hat etwas in der Stimme, was an die Seele rührt, egal ob es nun eine italienische Arie oder ein Rock-Song ist. Und das schafft eine Symbiose mit dem Tanz, assoziiert Kraftvolles wie auch Einsamkeit und Verlorenheit.

Das Stück von Gabriela Carrizo und Franck Chartier – beide haben Peeping Tom gegründet – eröffnet inmitten einer assoziierten Schneelandschaft mit einfachen Behagungen den weiten Blick in die Wolken-Szenerie am Rund-

horizont. Und spricht von jener grenzenlosen Freiheit, die für jene auf der Bühne unerreichbar ist. Nur einer hat letztlich Ruhe gefunden, und das im Tod – die anderen leben weiter mit den Mühsalen des Lebens. Sie zweifeln, verzweifeln, kommen auch bei Glätte wieder auf die Beine. Irgendwie. Irgendwann. Und so ist es ein Lied auf das Leben – himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt.

„Die Tänze der E.“

Im rasanten Wechsel zum Nancy Spero Saal oder auch als „Neuzugang“ taucht die kleine, verschworene Zuschauergemeinschaft beim zweiten Hauptmahl ein in eine Welt, die man so in Dresden nur noch selten erlebt. Obwohl es doch eine Stadt ist, die von den Solo-Abenden bekannter Tänzerinnen beste Erinnerungen hegt und pflegt. Katja Erfurth hat im Zusammenwirken mit ihr nahe stehenden Künstlern „Die Tänze der E.“ herausgebracht, und das mag unbewusst etwas vermessen klingen, aber sie besitzt absolut das Format für einen Abend mit ausschließlich für sie geschaffenen, neuen Choreografien.

Das soll ihr erst mal jemand nachmachen – allein auf der Bühne, in ständigen, mit wenigen Kostümdetails vollzogenen Verwandlungen so überzeugend zu sein, dass man geraume Zeit den Atem anhält. Offenbar, weil sie in sich stimmig ist und in den künstlerischen Mitteln genau darin unterscheidet, was sie zu leisten vermag oder doch lieber sein lassen sollte. Ihre Stärke ist diese Klarheit, diese Stimmigkeit, eine Mischung von beredter

Schönheit, dem Gefühl für das rechte Maß, die rechte Zeit und Musikalität. Am stärksten ist das wohl zu spüren in der Arbeit von Camillo Radicke, der ein sensibler Pianist ist, wunderbarer Partner für Tänzer. Mit ihm hat sie zu Musik von Arvo Pärt eine „Eisheilige“ geschaffen, die es in sich hat. Da ist nichts verwaschen oder emotional überlagert, jede Bewegung genau überlegt. Rund 100 Jahre nach dem Beginn mit Jaques-Dalcroze in Dresden/Hellerau ist das eine zeitlose und auch heutige Konfrontation mit Individualität, Körper, Raum, Zeit, Klang. Ihr quasi auf den Leib geschrieben hat Huber-

tus Gläser seinen „Prolog Passé“ zu Musik von Bach, und Harald Wandtke setzt mit dem Lied von Brahms „Dein blaues Auge“ einen befreienden tänzerischen Akzent. Jeder erfindet auf seine Weise etwas für sie – Carla Börner das zauberhafte Miteinander mit dem so besonderen Geiger Florian Mayer, Thomas Hartmann die dramatische Vision der „Frau mit blauem Kleid“ und Arila Siegert ein schnörkelloses „Präludium-Postludium“. Das stimmt in sich und mit ihr. Die Arbeit von Nora Schott „Flieg, Schmetterling flieg“, die Katja Erfurth gefangen sein lässt im klappernden Kisten-Fuß-Ballast mit zahllosen Zivilisationsresten, sorgt – ausgekippt – für ein heilloses Chaos der Dinge auf der Bühne. Da hätte es das Kehraus-Stück nicht mehr gebraucht. Man glaubt ihr auch so, dass sie fix und fertig ist, ihr kaum der Sinn danach steht, partout in diesem Moment die Ordnung wieder herstellen zu wollen.

„Phrasen der Dressur“

Zum Abschluss und als Nachspeise das vor zwei Jahren von Miriam Welk begonnene, über weitere Stationen (auch zur „Ostrale“) fortgeführte Projekt „Phrasen der Dressur“. Das sich nach wie vor ungezügelt gibt, aber etwas an Kraft verloren hat. Wohin galoppiert sie denn, diese bunte Schar „Wilder Pferde“? Keiner will hier sein, jeder nur da. Und alle wissen genau, was sie nicht wollen. Sie müssen nur noch herausfinden, was sie wollen, wenn sie nicht wollen. *Gabriele Gorgas*

☞ nächste Aufführung: „Die Tänze der E.“, 10.4., Societaetstheater



Katja Erfurth in „Die Tänze der E.“

Foto Max Messer

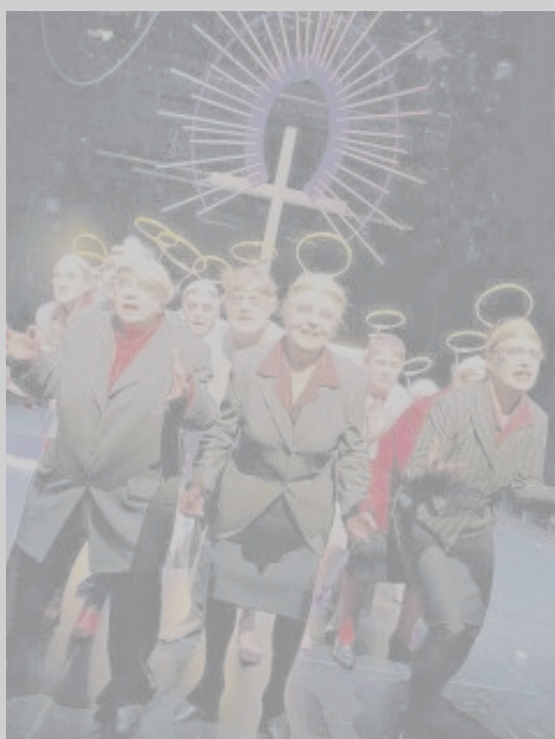
# Messe für das Kapital

Elfriede Jelineks „Die Kontrakte des Kaufmanns“ im Kleinen Haus des Staatsschauspiels

Knapp zwei Jahre nach der Uraufführung hat Bernd Freytag für Elfriede Jelineks Anti-Kapital-Stück „Die Kontrakte des Kaufmanns“ eine ganz eigene Form gefunden. Mit Hilfe des Dresdener Bürgerorchers verankert er es auf dem Boden der europäischen Tradition und Geschichte und gibt dem abstrakten Exkurs zugleich einen sozialen Untergrund, eine lebendige Basis aus Fleisch und Blut, die sich in allen verallgemeinernden Metamorphosen behauptet und der allgemeinen Auflösung und Entwertung – des Geldes wie der Kunst – zu widerstehen scheint. Statt eines kalt-bürokratischen Anti-Milieus liefert er starke Bilder, die der Polemik nicht nur einen verfremdenden Rahmen geben, sondern ihr auch in letzter Konsequenz so trotzig wie ambivalent zu widerstehen scheinen.

Die Bühne des Kleinen Hauses, auf der auch die Zuschauer sitzen, wird zum pseudo-sakralen Raum, aufgeladen mit der Symbolik des antik-christlichen Europa, aufgegeben nur zu einem Zweck, der das Wort Versenkung bildlich wörtlich nimmt. Der Altar eine Abstraktion des Goldenen Kalbes zum überdimensionalen Barren, zugleich Pforte ins Jenseits (Bühne: Christine Gottschalk). Der Einzugs der Mönche, die ihre Kapuzen tief in die Stirn gezogen haben, eröffnet kein huldigenes Ritual, vielmehr eine Art Tribunal unter der Aufsicht eines grimmig stampfenden Engels mit schwarzen

Flügeln (Hans-Joachim Neubert). Wie sie eine Axt und ein kleines Kind mit sich führen, deutet auf Schlimmstes hin, die verzweifelte Tat eines Familienvaters, aber zunächst werden nur die milderen Umstände für einen großen Zocker erörtert, ironisch pendelnd zwischen juristischem und psychologi-



So viel Heiligkeit? Der Bürgerchor in „Die Kontrakte des Kaufmanns“.

Foto: Matthias Horn

schem Jargon. Der Regisseur und Chorleiter hat mit der aus thematisch korrespondierenden Gründen verkleinerten Gruppe (nur Rentner können sich die lange Probenzeit leisten) deutliche Fortschritte erzielt, weniger in der chorischen Geschlossenheit als in der Präzision und Stringenz des Auftretens, dessen Choreographie die Gruppe mit gelegentlich kokett hörbar gemachten Kommandos verwaltet.

So sehr Inhalt und äußere Form im Widerspruch stehen, der Status der Besitzzlosen bildet eine ironische Klammer, mit der das Thema (Selbst-)Enteignung mit einer vermeintlichen Sinnhaftigkeit unterteilt wird.

Im vorausweisenden Gehorsam hat das kleine Österreich seiner Nobelpreisträgerin den Stoff geboten, aus dem sie rechtzeitig ihren Kommentar zur großen Finanzkrise schöpfen konnte, indem sie diese als Ausdruck einer allgemeinen, genauer gesagt als Konsequenz oder gar Ziel der Entwicklung oder Evolution interpretiert – das einige Europa als Reich des Geldes, eine von der Arbeit völlig entfremdete Gesellschaft.

Hier wird das einmal nicht nur über Köpfe hinweg diskutiert, sondern zugleich mit der als authentisch glaubhaften Befindlichkeit von Rentnern, die dies heutzutage als Glück empfinden und durch allgemein empfohlene private Vorsorge zu steigern suchen. Was zum

Desaster wird, wenn sich forderungsgesicherte Zertifikate in Luft auflösen, weil Kreditnehmer (kleine Leute wie die Zertifikateinhaber) zahlungsunfähig sind. Ob das investierte Geld weiterhin – anderswo oder nur für sich selbst – existiert, beantwortet sich zumindest in dieser verknüpften Fassung eher intuitiv, aber darauf kommt es nicht so sehr an. Indem Freytag den Text auf den Bürgerchor überträgt, gibt er ihm Seele, die er eigentlich gar nicht hat, die sich nun vielfach einnistet in den Choristen, was der kritischen Reflektion etwas Bodenständiges, ja sogar Archaisches gibt. Das bekannte Szenario wird hinterfragt mit einer Diktion, in der Mutterwitz und Volkes Stimme oft die Oberhand gewinnen.

15 Prozent per Anus, fünfzehn Prozent für alle, und das haben Sie geglaubt? Als erste werfen die Frauen ihre Kutten ab, unter denen nun emittierte Bankberaterinnen mit grauen Nestfrisuren zum Vorschein kommen, das korrekte Grau ihrer Kostüme (Julia Beyer) unterwandert von erotischem Rot, der Verheißung des sich vermehrenden Geldes. Doch die Bank verkündet keine stolzen Bilanzen, Wortspiele über das Nichts lassen es schließlich als einzig vernünftige Existenzform erscheinen. Die fehlinvestierten Männer werden derweil zu hechelnden Hunden, von den Frauen an kurzer Leine geführt. Doch es gibt auch die Gegenstimme, die unvermittelt aus den Reihen tritt. Stella Maxeiner wird mit ganz eigener, gar nicht naiv wirkender Grazie

## Dresdner Totentanz Das Erscheinen des Individuums

Auftritt des Publikums: Auf Diagonalen den Raum durchquerend auf der Suche nach einem Sitzplatz, die Tanzfläche als Bühne für Individuen, die sich als Menge an deren Rändern niederlassen. Der Kirchenraum der Dreikönigskirche ist an drei Seiten mit Stühlen eingefasst, elektronische Klänge, Loops aus Tönen und Geräuschen beginnen sich mit der Orgel zu mischen. Fließender Übergang zu „Totentanz – Teil III“ von DEREVO: Eine schlurfende Gestalt wird von anderen bestürmt, die ihre Lebenslast abladen. Beichtvater, Freund, Ehemann, Partner ist diese Gestalt, die fremden Leben hängen ihr an und zerren sie zu Boden. Zusammenbruch.

Mit diesem Bild empfing der „Dresdner Totentanz 2011“ von Thomas Friedlaender am ersten Abend eine bemerkenswert bunt gemischte, große Zahl Individuen, sich ihr Leben in starken Metaphern und wie in atemlosem Zeitraffer spielerisch, tänzerisch überhöht zu betrachten. Die fünf Protagonisten von DEREVO um Anton Adassinsky spielen, tanzen, schreien, singen: Grelle Alltägliches nachgezeichnet und Symbolisches entworfen, es entsteht immer mehr ein lebendiges Pendant zum alten, in Stein gehauenen Totentanz unter der Orgel. Sich geißelnd kreisen mönchliche Figuren im Raum, der religiöse Ritus entgleitet zu okkulten Gesten, wahnhaft stürzen die Figuren auf einen aus ihrer Mitte. Aus dem Tod wächst Leben, die Lebensstufen des Totentanzes: Kerzen rahmen die Geburt des Individuums, das ins Leben geworfen taumelt, endlich fest zu stehen vermag und schon in den eilenden Sog des Lebenslaufs gerissen ist. Was musikalisch zuvor unterschiedlich blieb, wird zum energischen Rhythmus der Bewegungen, Synthesizer und Orgel überlagern sich, Tonartwechsel markieren die Stufen. Das Leben gerät zum Wettlauf, zur hektischen Konkurrenz in der Menge. Hochzeit, Kinder, alles eilt, jeder entschwindet. Aber das Individuum läuft seinen Weg zu Ende, das Lebensziel verschwimmt in unerreichbarer Ferne.

Der Tod schleudert den Toten ins Universum zurück. Ein Spiel der Schatten: Vergeblich der Griff nach dem Apfel des Paradieses. Am Ende bleibt das Individuum überschüttet mit paradisischen Äpfeln und umweht von welken Blättern auf der weiten Fläche. Die Tänzer von DEREVO vollführen diese Lebensreise so ernsthaft-scurril wie humorvoll-naiv und mit inniger Bindung an die Musik. Stillschweigend ist das so eigenwillig, wie es sein will, im Ausdruck gelegentlich zwischen Pathos und Plakativem angesiedelt. An der Eule-Orgel adaptiert Jazz-Pianist Andreas Gundlach die elektronische Komposition von Daniel Williams oder untersetzt mit harmonischer Fülle den rhythmischen Puls der Klangschleifen, die den gesamten Raum vibrieren lassen. Ein Leben als fesselnder „multimedialer“ Schnelldurchlauf in bemerkenswerter künstlerischer Verdichtung. *H. Schütz*

☞ Dresdner Totentanz 2011 in der Dreikönigskirche wieder am Sonntag, dem 27. März: 10 Uhr – Gottesdienst / 20 Uhr – Heinrich Schütz, Johannes-Passion; Sächsisches Vocalensemble, Leitung: Matthias Jung

www.dresdner-totentanz.de

zum weißen Engel, der mit einer alles überstrahlenden Klarheit seine Botschaft verkündet: die Arbeit als Quell allen Reichtums und zugleich Entäußerung der Natur fordere eine gerechte Verteilung aller Reichtümer. Fast scheint es, als könne sie das auf seinem Wertungsprinzip beharrende Kapital mit wilder balkanischer Brassmusik in alle Winde verstreuen, doch am Ende tritt es wohl auch im Jenseits seine Herrschaft an...

Angeichts der Folgenlosigkeit solcher Einsichten könnte man die Alternative „Zurück zur Natur und / oder Religion“ auch als Sarkasmus nehmen. Doch die Sinnlichkeit und die in dieser Aufführung geradezu greifbare Identifikation gehen über eine analytische, nur auf hohe Sprachkunst bauende Polemik hinaus. Es geht, wie bei allen bisherigen Aufführungen des Bürgerorchers, um die Urform des Theaters, auch bei einem solch widersprüchlichen Thema letztlich um Solidarisierung. Die fand dann beim Publikum auf ganz eigene Weise statt. Es war, als begriffen die Besucher erst allmählich, dass das individuell Aufgenommene auch beim Nachbar angekommen war, und so steigerte sich der zunächst verhaltene Beifall fast bis zur Euphorie. Ganz gewiss verdient diese Aufführung einen größeren (siehe DNN vom 17.3.), dabei aber auf jeden Fall adäquaten Rahmen. Wie wäre es mit dem Festspielhaus Hellerau?

Thomas Petzold

☞ nächste Aufführungen: 31.3. und 5.4. im Kleinen Haus